

Stadtarchiv und Stadtgeschichte

Forschungen und Innovationen

Festschrift für Fritz Mayrhofer
zur Vollendung seines 60. Lebensjahres

Linz 2004

Archiv der Stadt Linz

HISTORISCHES
JAHRBUCH
DER
STADT LINZ
2003/2004

HERAUSGEGEBEN
VON
WALTER SCHUSTER,
MAXIMILIAN SCHIMBÖCK
UND
ANNELIESE SCHWEIGER

Umschlaggestaltung: Walter Litzlbauer
Porträtfoto Fritz Mayrhofer: Maximilian Schimböck

Für den Inhalt der Abhandlungen sind ausschließlich die
AutorInnen verantwortlich.

Der teilweise oder vollständige Abdruck von Arbeiten
aus der vorliegenden Publikation ist nur mit Bewilligung
der HerausgeberInnen nach Genehmigung der AutorInnen gestattet.

ISBN 3-900388-56-3
Medieninhaber: Archiv der Stadt Linz,
Hauptstraße 1–5, 4041 Linz
Hersteller: Trauner Druck, Linz

INHALT

Autorinnen und Autoren	7
Vorwort des Bürgermeisters der Landeshauptstadt Linz	19
Vorwort des Kulturreferenten der Landeshauptstadt Linz	21
Vorwort von Herausgeberin und Herausgebern	23
 ARCHIVTHEORIE UND ARCHIVMANAGEMENT	
Erich Wolny: Zeitgemäße Leitung des Stadtarchivs – verlangt sie eine neue Sicht der Funktion?	29
Wilhelm Rausch: „Vor fünfzig Jahren“	33
Lorenz Mikoletzky: Wozu ein Archiv?	47
Peter Csendes: Metaphern für Archive – das Archiv als Metapher?	49
Walter Schuster: Zur Strategie für Archive	57
Ferdinand Oppl: Öffentlichkeitsarbeit in Kommunalarchiven Überlegungen am Beispiel des Wiener Stadt- und Landesarchivs	73
Lukas Morscher: Zukunft der Archive – Archive der Zukunft Vorschläge für ein zukünftiges Marketing von Archiven	95
Gerhart Marckhgott: Paradigmenwechsel Das Oberösterreichische Landesarchiv vor der „digitalen Revolution“ ...	109

Josef Riegler: Digitalisierung mittelalterlicher Urkunden – Aspekte der Medienkonvertierung im Steiermärkischen Landesarchiv	119
Maximilian Schimböck: Kommunalarchive als Dienstleistungsbetriebe Das Beispiel Linz	133
Werner Matt: „Linz als das pulsierende Herz der Kommunalarchivare“ Fritz Mayrhofer und der Arbeitskreis der Kommunalarchivare Österreichs	141
Siegfried Haider: Das Oberösterreichische Archivgesetz in seinen Auswirkungen auf die Gemeinden	147
Thomas Klagian: Die Abenteuer eines jungen Archivars in Bregenz	159
Hans Eugen Specker: Arbeitsgemeinschaften zum Erfahrungsaustausch und als Interessenvertretung von Kommunalarchiven in Deutschland	165
Josef Nössing: Gemeindearchive in Südtirol Zur Geschichte der Gemeindearchive in Südtirol sowie deren Erhaltung und Pflege	173
 (STADT)GESCHICHTSFORSCHUNG – THEORIE UND PROJEKTE	
Wilfried Ebbrecht: 30 Jahre Westfälischer Städteatlas Ein regionaler historischer Städteatlas im Kontext europäischer Forschung	183
Gabriella Hauch: „Zukunft heißt erinnern“ Zur Genese der historischen Frauenforschung im gesellschaftlichen und wissenschaftsgeschichtlichen Kontext	205

Peter Johanek: Stadt und Zisterzienserinnenkonvent Ausblick auf ein Forschungsprogramm	217
Anton Eggendorfer: Fünf Jahre Projekt „Netzwerk Geschichte“ in Niederösterreich Eine Bestandsaufnahme	231
Georg Heilingsetzer: Alfred Hoffmann und die Stadtgeschichte Bemerkungen anlässlich des 100. Geburtstages des Archivars, Historikers und Lehrers	241
Helmut Konrad: Universitäten in Bewegung: Zur Dynamisierung des Bildungssystems . .	253

QUELLEN

Walter Aspernig: Grundlagenforschung und Stadtgeschichte in Oberösterreich: Anmerkungen zur Edition der „Quellen zur Geschichte von Wels“	265
Leopold Auer: Materialien zur Linzer Stadtgeschichte im Haus-, Hof- und Staatsarchiv . .	273
Fritz Koller: Die „Linzer Akten“ im Salzburger Landesarchiv	279
Johannes Seidl: Von der Immatrikulation zur Promotion Ausgewählte Quellen des 19. und 20. Jahrhunderts zur biographischen Erforschung von Studierenden der Philosophischen Fakultät aus den Beständen des Archivs der Universität Wien	289
Brigitte Kepplinger: Fürsorgeakten als historische Quelle Die Betreuungsakten des Linzer Jugendamtes (1918–1950)	303

LINZER STADTGESCHICHTE

Erwin M. Ruprechtsberger – Otto H. Urban: Eine bronzen Schwerklinge vom Luftenberg – Zur Spätbronzezeit im Linzer Raum	313
Willibald Katzinger: Linz ohne Phantomzeit	327
Anneliese Schweiger: Weinbau im alten Linz	341
Georg Wacha: Albrecht Dürer in Linz	349
Herta Hageneder: Ein Beitrag zur Geschichte der Gegenreformation in Linz	355
Rainer F. Schraml: Bernhard Weidner (1640–1709) Ein Linzer Schusterssohn als Abt des Zisterzienserstiftes Wilhering in Oberösterreich	359
Alfred Ogris: Die Linzer Wollzeugfabrik und die Orientalische Kompanie: Reaktionen in Kärnten (1725/26) auf eine Privilegierung	375
Gerhard Winkler: Johann Puchner und seine Weltsprache Nuove-Roman	387
Wieland Mittmannsgruber: Bürger der Stadt Linz Erwerb, Inhalt und Verlust des Gemeindebürgerechte im 19. und 20. Jahrhundert	395
Monika Würthinger: Gruß aus Linz Correspondenzkarten dokumentieren Bau des Neuen Domes	411
Rudolf Zinnhobler: Franz Sales Maria Doppelbauer Korrekturen zu einem Bischofsbild	427
Emil Puffer: Hans Rösler – der letzte Stadtamtsleiter von Urfahr	441

Oskar Dohle: Geld für den Krieg Die Kriegsanleihe-Zeichnungen der Städte Linz und Urfahr im Ersten Weltkrieg	457
Andrea Kammerhofer: „Lebende Bilder“ in Linz	475
Harry Slapnicka: Knapp über der Wahrnehmungsgrenze Oberösterreichs Gauleiter der DNSAP fast so bedeutungslos wie die Partei selbst – weit über Hitlers Machternahme vom Jahre 1926 hinaus	491
Kurt Tweraser: Wirtschaftspolitik zwischen „Führerstaat“ und „Gaupartikularismus“ Eigruber und Hinterleitner: Der „Gaufürst“ und sein Wirtschaftsberater ..	499
Birgit Kirchmayr: Der Briefwechsel August Zöhrer – Elise Posse im Archiv der Stadt Linz Eine „Fußnote“ zur Geschichte des „Linzer Führermuseums“	515
Hermann Rafetseder: Das „KZ der Linzer Gestapo“ Neue Quellen im Rahmen des Österreichischen Versöhnungsfonds zum „Arbeitserziehungslager“ Schörgenhub	523
Michael John: Maghrebinen in Linz Beobachtungen über eine verborgene Seite der Stadt	541
Winfried R. Garscha – Claudia Kuretsidis-Haider: „Traurige Helden der Inneren Front“ Die Linzer Tagespresse und die Anfänge der gerichtlichen Ahndung von NS-Verbrechen in Oberösterreich 1945/46	561
Helmut Fiereder: Die Wiederbegründung der jüdischen Gemeinde von Linz 1945–1948 ..	583
Johannes Ebner: Im Boot des Bischofs Franz S. Zauner „Porträts“ der Bistumsleitung	595
Siegbert Janko: Linz – Von der Stahlstadt zur Kulturstadt	607

ALLGEMEINE GESCHICHTE UND STADTGESCHICHTE

Karl Vocelka: Vom himmlischen Jerusalem bis Brasilia Zur utopischen Stadt in der Geschichte der Menschheit 	625
Herwig Wolfram: Die Stadt der Frauen 	635
Georg Scheibelreiter: Der König verlässt die Stadt Überlegungen zur räumlichen Veränderung der Herrschaft im 7. und 8. Jahrhundert 	641
Walter Brunner: Neues und Interessantes zur Frühgeschichte der Stadt Graz 	657
Alois Niederstätter: Die Städte der Grafen von Montfort und von Werdenberg Ein strukturgeschichtlicher Vergleich 	677
Hannes Obermair: Vormoderne Übergangsregion? Die Städtelelandschaft im Raum Trient-Bozen im Hoch- und Spätmittelalter 	697
Susanne Claudine Pils: Wem gehört die Stadt? Von der Nutzung des städtischen Raums 	711
Heinrich Koller: Stadt und Staat Das Hauptstadtproblem unter Kaiser Friedrich III. 	719
Rudolf Kropf: Die spätmittelalterliche Gründung einer Kleinstadt im westungarisch- österreichischen Grenzraum (Stadtschlaining) 	739
Roman Sandgruber: Die Grenzen der Stadt 	749
Kurt Mühlberger: Bemerkungen zum Wiener Poetenkolleg 	763

Franz-Heinz Hye: Ein unbekanntes, spätes Dokument – vom 11. Juni 1646 – zur Geschichte des Bauernaufstandes des Stefan Fadinger von 1626	779
Helmut Kretschmer: Zur Geschichte des Wiener Mozart-Denkmales	785
Johann Seedorf: Eingemeindungen im Stadtgebiet von Eisenstadt	797
Helmut Lackner: Ein „blutiges Geschäft“ – Zur Geschichte kommunaler Vieh- und Schlachthöfe Ein Beitrag zur historischen Städtebaukunst am Beispiel Österreich	805
Wolfgang Maderthaner: Pathologie der Großstadt – Geschichten um den Praterstern	829
Evan Burr Bukey: Ein bitterer Triumph: Die Kampfmoral der deutschen Zivilbevölkerung 1941	839
Wolfgang Weber: Gibraltar liegt in Jamaika Zur Geschichte des Internierungslagers Gibraltar in Kingston 1940–1948	863
Wolfgang Neugebauer – Herwig Czech: Medizin und Gedächtnis Zum Umgang mit den NS-Medizinverbrechen in Österreich nach 1945 ..	873
Publikationen von Fritz Mayrhofer	885
Verwendete Abkürzungen und Siglen	891

WOLFGANG MADERTHANER

PATHOLOGIE DER GROSSSTADT – GESCHICHTEN UM DEN PRATERSTERN

Anfang der 1980er Jahre war die altehrwürdige Arbeiter-Zeitung noch ein knappes Jahrzehnt von ihrer Einstellung entfernt; am Wochenende erschien sie mit einer klugen und informierten Beilage, dem sogenannten „Journal“, in dem Redakteurinnen und Redakteure des Blattes zu jeweils aktuellen oder wahlweise auch historischen Schwerpunktthemen Stellung bezogen. Am 21. Mai 1982 etwa war das Thema „Mein liebstes Wien“, und Herbert Lackner hatte sich für einen Beitrag über den Praterstern entschieden, obwohl er, wie er bemerkte, dessenthalb sogar von eingefleischten Leopoldstädtern für schlicht und einfach verrückt erklärt wurde. War doch der Praterstern trotz aller unternommenen Sterilisierungsversuche so etwas wie ein „Schmuddelkind“ der Stadt geblieben, ein verkehrsdurchwühltes Rondeau, bei dessen Namensnennung in den Bundesländern, je nach Disposition, die einen erschreckt zusammenzuckten, während andere wiederum augenzwinkernd und wissend einen baldigen Besuch in Aussicht stellten. Als verkommen und verrucht galt er, der Praterstern, als der „Ort für die kleine Sünde in der großen Stadt.“¹

Die Beobachtungen Lackners decken sich durchaus mit jenen des Autors dieses Beitrags, der zehn Jahre davor aus der tiefen niederösterreichischen Provinz in die Bundeshauptstadt gezogen war, um hier dem Studium der Anglistik und Geschichte nachzugehen. Von besorgten Eltern gleichermaßen wie von bereits „weltgewandten“ Freunden war ihm vor allem eines mitgegeben worden: Gefährliche Orte wie den Praterstern, mit seinen „Huren, Sandlern und Verbrechern“ immer und unter allen Umständen zu meiden.

Diese im Verlauf eines Jahrhunderts konsensual, ja hegemonial gewordene Wahrnehmung als eines paradigmatischen Orts sozialen Elends, urbaner Abgründigkeit und moralisch-sittlicher Bedrohung war allerdings keineswegs von vornherein festgeschrieben. Die Konzeption des Platzes war ursprünglich ganz aus der Errichtung eines großen Parks motiviert, er sollte als ein Verteilerzentrum für die Besuchermassen der von Joseph II. freigegebenen Vergnügungslandschaften des Praters (1766) und des Augartens (1775) fungieren. Die Einbeziehung zweier bereits vorhandener Straßenzüge, der Jägerzeile (nachmalig

¹ Herbert Lackner, Der Praterstern. In: AZ-Journal vom 21. Mai 1982, VI.

Praterstraße) und der Hauptallee, sowie die Anlage verschiedener neuer Schneisen und Alleen ließen, in Form eines Sternplatzes, ein ambivalentes Bindeglied zwischen Stadt und Natur entstehen. In der Gartenkunst des 17. Jahrhunderts entwickelt, bringt sich im Motiv des Sternplatzes der vollkommene Machtan spruch des Absolutismus zu künstlerischem Ausdruck und beispielhafter Verdichtung. In der Übertragung dieses Motivs auf städtebauliche Planung allerdings ausschließlich ein Moment der Repräsentation absolutistischen Herrscher willens sehen zu wollen, hieße, jedenfalls im Falle des Wiener Pratersterns, eine konstitutive, widersprüchliche und scheinbar gegenläufige Dimension seiner Anlage schlicht zu ignorieren. Denn der ganze Entwurf ist streng funktionsbezogen, folgt neuen, in der Aufklärung wurzelnden Gestaltungs- und Formprinzipien, ist bestimmt vom Diktat der Ratio und der Logik, ist eine auf den Raum projizierte Schöpfung der Vernunft, bezieht seine ästhetische Wirkung zur Gänze aus seiner rationalen Fassbarkeit. Der Entwurf folgt somit nicht zuletzt Prinzipien, wie sie am klarsten wohl in der französischen Revolutionsarchitektur formuliert worden sind, wenn auch – im Falle Wiens nicht ganz abwegig – eingewandt wurde, dass Anklänge an die barocke Vorliebe für schnurgerade, in ihrer perspektivischen Wirkung scheinbar unendliche Alleen durchaus mitbestimmend gewesen sein mögen.²

Wie auch immer: Ein halbes Jahrhundert später ist das Areal um den Prater stern und den 1837 in unmittelbarer Nähe errichteten Nordbahnhof dann tatsächlich der Schauplatz sozialrevolutionärer Unruhen und Aufstände. So an jenem denkwürdigen 23. August 1848, als gegen die Mittagsstunden dieses Tages ein eigentümlicher Leichenkondukt die Praterauen heraufzog. Ein auf den Schultern eines seiner Mitdemonstranten sitzender, mit einem Degen bewaffneter Erdarbeiter zog dem Kondukt voran, in dessen Mitte ein auf einer Bahre liegender Popanz mitgeführt wurde. Die aus Lehm und Stroh gefertigte, in Lumpen gehüllte Puppe sollte den für öffentliche Arbeiten zuständigen Minister Schwarzer darstellen. Um den enormen Zustrom zu den als Arbeitsbeschaffungsprogramm konzipierten Erdaushebungen in den Vororten einigermaßen in den Griff zu bekommen, hatte Schwarzer erst wenige Tage zuvor an den jeweiligen Auszah lungsstätten drakonische Lohnreduktionen verkünden lassen. Der massenhafte Protest dagegen nahm die Gestalt einer Groteske an. Spöttische und satirische Klagegesänge begleiteten den Zug, symbolische Gräber für den Minister und die Nationalgardisten wurden ausgehoben, für deren „arme Seelen“ wurde unter den Schaulustigen Geld gesammelt. Derlei inszenierte, symbolische Manifestationen und archaische Formen sozialen Protests griffen natürlich auf einen Fundus von über die Jahrhunderte hergebrachten Ausdrucksformen feudal-popularer, karne-

² Otmar Rychlik, Die Entwicklung des Wiener Pratersterns. In: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 36 (1982), 11–26, hier 14 ff.

valesker Spektakel zurück. Um nun ein Eindringen dieses offensichtlich als gefährlich erachteten Protestspektakels in die Innere Stadt zu verhindern, riegelten National- und Munizipialgardisten den Praterstern an den Ausgängen Jägerzeile und Franzensallee ab. Es kommt zu ersten tätlichen Auseinandersetzungen, wobei sich, den Erinnerungen Freiherr von Helferts folgend, *entartete Weibsbilder durch die rohesten unsittlichsten Gebärden hervortaten*. Schnell schlägt die Groteske in eine Schlacht um, oder besser in ein einseitig bestimmtes rücksichtsloses Abschlachten. Freiherr Helfert in seinen „Aufzeichnungen und Erinnerungen“:

Da krachte – es war zwischen ein und zwei Uhr nachmittags – der gewisse verhängnisvolle Schuß, der bei solchen Gelegenheiten nie ausbleibt, und nun drangen Munizipialgarde und Volkswehr mit ungezähmter Wut vor und drängten die Arbeitermassen in den Prater zurück [...]

Denn schon hatte die bewaffnete Macht die Oberhand gewonnen und jetzt gab es im Prater eine wilde Jagd nach den versprengten Arbeitern. Die Munizipialisten schlugen erbarmungslos nieder, was ihnen in den Wurf kam und fuchtelten Arbeiter, die sich unter die Tische der Praterschenken verkrochen hatten, mit Säbelhieben heraus. (...)

Jetzt wurden vom Praterstern her über den Köpfen des harrenden Gewiges mit grünen Reisern geschmückte Helme berittener Munizipialisten und erbeutete Arbeiterfahnen mit revolutionären Aufschriften sichtbar.³

Die Praterschlacht vom 23. August markiert einen ersten dramatischen Höhepunkt in der politischen und sozialen Entfremdung zwischen revolutionärem Bürgertum und revolutionärer Arbeiterschaft, deren jeweiliges wechselseitiges Verhältnis bekanntlich ja von der Geschichtsschreibung als konstitutiv für den Verlauf, den Erfolg bzw. das schließlich Scheitern der Wiener Revolution angesehen worden ist. Die letzten Oktobertage sahen den Praterstern dann als einen der zentralen Schauplätze des Endes. Die Revolutionäre hatten sich, unter dem Kommando des Bürgergenerals Bem, am 26. Oktober hinter der so genannten Sternbarrikade verschanzt, leisteten den Kaiserlichen erbitterten Widerstand, konnten aber nicht verhindern, dass – nachdem sämtliche Häuser um den Praterstern in Brand geschossen worden waren – die Barrikade zwei Tage später fiel. Und mit ihr an die 5.000 Leopoldstädter.⁴ Vier Jahre danach hat sich Kaiser Franz Joseph an der Stelle des Massakers (in etwa am heutigen Standort des Tegetthoff-Denkmales) einen Triumphbogen errichten lassen.

Weder waren es aber die revolutionären Ereignisse des Jahres 1848 noch die Maßnahmen der bürokratisch-administrativ-militärischen Konterrevolution der

³ Zit. in: Freiheit, schöner Götterfunken! Die Revolution in Wien 1848. Dokumentation. Wien 1998, 40.

⁴ Christine Klusacek und Kurt Stimmer, Leopoldstadt. Eine Insel mitten in der Stadt. Wien 1978, 90 ff.

unmittelbaren Folgezeit, die das ursprüngliche Josephinische Praterregulierungskonzept nachhaltig unterliefen und letztendlich zerstörten. Es waren vielmehr Unternehmungen wie der Neubau und die massive Kapazitätsausweitung des Nordbahnhofs (1858–1865) oder die Regulierung der Donau (1869–1875), die von der Ankunft eines neuen Zeitalters und dem Triumph des Industrialismus kündeten. Sie schufen die Voraussetzungen für einen dynamischen Urbanisierungs- und Modernisierungsprozess, der allerdings mit den korrespondierenden, bekannt krassen sozialen Missständen untrennbar verbunden blieb. Im Strahlungsbereich des Pratersterns wurde so nach 1875 das Viertel um den Volkertplatz in einer öden, orthogonalen Rasterbauweise erschlossen, vornehmlich gedacht für die Massen pauperisierter, meist jüdischer Zuwanderer. Im nördlichen Einflussbereich war durch die Donauregulierung weites Land städtebaulich nutzbar geworden. Ab 1898 erfolgte hier in planmäßiger Spekulationsverbauung die Errichtung der sogenannten Donaustadt, für den AZ-Feuilltonisten Schermann ein Stadtteil, der, wie er es in einem 1910 verfassten Beitrag ausdrückt, *wohl das Erbärmlichste ist, was man sich denken kann.*

In schnurgerader Linie dehnt sich ein Gassennetz bis zum Donaustrom aus, bestehend aus den typischen modernen Wiener Zins- und Stinkkasernen... Obwohl die Häuser erst kurze Zeit stehen, zeigen sie schon jenes schmutzige Grau, das zum Wiener Lokalkolorit geworden ist; von den Gschnasfassaden löst sich der Verputz, die Mauern zerbröckeln. Rauchende Schlotte, unordentliche Verkaufsladen, Branntweinschenken, Gestank, Schmutz, schlampige Weiber, verwahrloste Kinder, Prostituierte sind die charakteristischen Merkmale dieses jämmerlichsten aller Wiener Stadtteile...

Wahrscheinlich um einigermaßen den ersten Eindruck abzuschwächen, hat man die Zinskasernen, die an die Ausstellungsstrasse grenzen, eine Strecke lang mit kleinen, vergitterten Vorgärtchen versehen. Traurige Gärtchen! Sie sind ebenso verwahrlost und schmutzig wie die Zinsbaracken dahinter und an den Gittern hängen ordinäre Reklameschilder und schmutzige Bettgeherzettel.⁵

Im Blick des Zentrums gerät die hier neu entstandene vorstädtische Agglomeration zunehmend zu einer urbanen Gegenwelt, zu einem ambivalent besetzten Kosmos sozialer und kultureller Unordnung wie Marginalität – und zwar unbeschadet davon, ob es sich nun um die „verobjektivierten“ Befunde der Stadtverwaltung und der zeitgenössischen sozialwissenschaftlichen Analyse handelt, oder um die von Empathie und sozialpädagogischer Intention getragenen Sozialreportagen eines Max Winter, um die von Sympathie und erstauntem Interesse durchwebten Beobachtungen des Flaneurs Felix Salten, oder um die kalt diagnostizierenden, distanzierten, hyper-naturalistischen literarischen Fiktionen eines Abraham Mosche Fuchs.

⁵ Arbeiter-Zeitung vom 17. Juni 1910, 1 f.

Sie alle schreiben einen gemeinsamen Text von traumatischer Referenz und Relevanz: Er handelt von sozial und kulturell strikt abgegrenzten Territorien als Projektionsflächen von Bedrohungen – Bedrohungen, die den Siegeszug der Moderne und des bürgerlichen Liberalismus im Gefolge von Aufklärung und wissenschaftlich-technischem Fortschritt rigoros in Frage zu stellen scheinen. Protokolliert wird eine „totale Archäologie“ fremder, verstörender Lebenswelten, desolater Lebensumstände, sozialer Devianz und Differenz, letztlich eine Pathologie der Vorstadt.⁶ Im symbolischen Zentrum dieser Pathologisierung steht der Praterstern, der seit der Errichtung der Verbindungsbahn (ab 1859) von drei massiven Viadukten dominiert und somit, im realen wie metaphorischen Sinn, auch Grenze war. Salten und Schermann setzen Szene wie Ton für eine Verortung jenes hoch komplexen, dem außen Stehenden so schwer zugänglichen Areals dort „unter der Brücke“. Unaufhörlich, so Salten,

wimmelt es von Menschen unter den Säulen des Viaduktes, als sei hier eine Schleuse der großen Stadt geöffnet und wolle alles, was an Faulheit und Fröhlichkeit, an singendem Stumpfsinn und bummelndem Elend drinnen in dem geschäftigen Leben zwischen den hohen Häusern keinen Platz findet, ausströmen in ein riesiges Reservoir. Dort am Rande der Straße, an die Planken gelehnt, auf Prellsteinen sitzend, lungern immer Menschen, den ganzen lieben Tag. Es ist keine frische Luft da, und kein Schatten. Vom Viadukt herab schlägt der Kohlendampf aus den Maschinen, und die Sonne brennt auf den flimmernden Granit der Straße, daß die Pflastersteine rauchen. Aber die Leute rühren sich nicht vom Fleck. Wie Käfer und Asseln aus den Ritzen der Mauern hervorkrabbeln und gleich sitzen bleiben, sobald sie nur in die Sonne kommen, hocken sie ruhig da, an Planke und Mauer gelehnt. Es ist, als ob sie sich nicht entschließen könnten, wie sie so an der Scheidelinie verharren...⁷

Schermann richtet den Blick über diese Grenze, über die „Scheidelinie“ hinaus:

Beinahe möchte man glauben, es sei noch alles beim alten, wenn man beim Bahnhviadukt die Ausstellungsstraße hinabblickt und die unabsehbar grüne Linie der Bäume zu beiden Seiten verfolgt. Dann kommt zuerst rechter Hand der Englische Garten, jetzt „Venedig in Wien“ geheißen, die den Junggesellen und Strohwitwern sämtlicher Branchen sowie den mehr oder weniger kontrollierbaren Venuspriesterinnen geweihte Stätte. (...)

Wohl behauptet das alte Pratergasthaus „Zur schönen Sklavin“ noch seinen Platz, aber während früher freundliches Grün es von allen Seiten umschloß, ist es jetzt zwischen Bretterwänden und Planken eng eingepfercht und als Staffage im Hintergrund winken die beschmutzten Mauern der Zinskasernen im lieblichen neuen Praterviertel.⁸

⁶ Vgl. Wolfgang Maderthaner und Lutz Mosner, Die Anarchie der Vorstadt. Das andere Wien um 1900. Frankfurt-New York 1999, 86 ff.

⁷ Felix Salten, Der Wurstelprater. Wien 1993 (Wien-Leipzig 1912), 1.

⁸ Wie Anm. 5.

Eben diese soziale Welt, die Welt der Prostituierten, Zuhälter, Kriminellen und Vaganten hat Max Winter zum Thema seiner Stadtkundungen und Sozialreportagen gemacht. Für eine im September 1908 in vier Folgen in der Arbeiter-Zeitung erschienene Reportage „Leopoldstädter Nächte“ hatte er sich vorgenommen, den *Schlamm*, den *Bodensatz der Großstadt*, der seine Ablagerungsstätte eben in der Gegend um den Praterstern finde, zu *durchwaten*. Als *Elemente* dieses Bodensatzes identifiziert Winter den Strizzi und die Prostituierte *in all ihren Abstufungen*, den Hazardeur und den Falschspieler, *einige auf der niedrigsten Stufe stehende Arbeiter*, sowie *zu bloßen Trinkgeldmenschern herabgesunkene Marqueure, Einspänner, Fiaker*; ferner das *Chor der Ordnung*, Polizeiagenten, Konfidenten und sogenannte Zund', die Mittelsmänner zwischen den Welten; schließlich die *Fischer im Schlamm* Herbergsväter und Hoteliers, Kaffeesieder und Branntweinschänker, Fuhrwerker, Budenbesitzer und Kuppler.⁹

Winters Protagonisten sind auf den brutalen Positivismus eines Hier und Jetzt reduziert, eingesponnen in einen sozialdarwinistisch anmutenden Überlebenskampf an den untersten Skalen der sozialen Hierarchie. Praterstern und Pratervorstadt stehen hier synonym für jene Orte, wo, wie Alfons Petzold es formuliert hat, *Verwahrlosung keine körperliche Sünde mehr ist, weil die Armut den Leib nicht mehr schützen kann*.¹⁰ Und wenn Winter schließlich ein Kurzportrait des „Brigittenuerrudl“ skizziert, dessen (einzige) Überlebensaktivität darin besteht, ihm körperlich unterlegene Strizzln „abzupackeln“ (also Zuhältern jenes Geld gewaltsam zu entwenden, das diese ihrerseits ihren Dirnen abgenommen hatten), dann drängen sich Analogien zu Abraham Mosche Fuchs' 1924 erstmals und in jiddischer Sprache erschienener Meisternovelle „Unter der Brücke“ förmlich auf.¹¹

Kalt, ohne auch nur den leisesten Anflug von Emotion, in ungeschminkter Brutalität und gnadenlos entfaltet Fuchs das Schicksal des jüdischen Zuhälters Maxl in einer Zeit ohne Gnade, dem Ersten Weltkrieg. Zusammen mit seiner ebenfalls jüdischen Frau, der Hure Mizzi, und seiner gelähmten, verwahrlosten, in Fetzen gehüllten Schwiegermutter bewohnt er ein „Loch“ in der Ybbsstraße in der Donaustadt (dem heutigen Stuwerviertel) und hat sein Tätigkeitsfeld am Praterstern. Perspektivlos, ohne Intuition und Ambition, einem mehr instinktgeleitet-tierischen als menschlichen Sein zugeordnet, durchleben die Charaktere der Fuchs'schen Erzählung eine Welt ohne erkennbare Zwecksetzung und Sinngebung, von der schieren Überlebens- und Subsistenzsicherung einmal abgesehen.

⁹ Arbeiter-Zeitung vom 20. September 1908, 8.

¹⁰ Alfons Petzold, Das rauhe Leben. Roman eines Menschen. Graz 1970, 178.

¹¹ Abraham Mosche Fuchs, Unter der Brücke. Salzburg-Wien 1997 (Wien 1924).

In einer der beklemmendsten Passagen der Novelle wird die altgediente, längst dem körperlichen Verfall preisgegebene Prostituierte Horwazka von ihrem eigenen, soeben zu den Waffen gerufenen Sohn „abgepackelt“.

Aber im selben Augenblick, während sie noch redet, rennt sie mit einem Mal davon unter die Brücke, hebt dabei ihre schweren, kurzen, dicken Beine, die wie Klötze sind, und ein junger Lümmel mit einem weißen Flicken am Hintern torkelnd vor lauter Betrunkenheit, läuft ihr nach. Das ist ihr Filius Anton. Seine blonde Schmalzlocke bläht sich auf seiner niedrigen, viehischen Stirn, und sein Hut ist vor lauter Stolz und Begeisterung, daß man ihn zu den Soldaten eingezogen hat und in den Krieg ziehen läßt, mit papierenem Zierrat besteckt... Er hält seine Mutter von hinten an der roten, weiten Pelerine fest und schleppt sie auf den Platz zurück. Torkelnd vor Trunkenheit schreit er heiser-rauh, unverständlich, knirscht mit seinen gelben, großen Zähnen, von denen mörderischer Speichel trüffelt:

„Gib mir Geld, Du alte Hur... Ich hab keine Zeit mehr, muß fortziehn in den Krieg.... Die ganzn Serben abkrageln... Alle Russen erschießn... Geld her, Du Hexe... Ich reiß Dir's Beuschl aussa...“

Die Mutter rafft ihre Röcke und sucht im Strumpf. Dann sagt sie:

„Woher soll ich Geld nehmen? Anton ...'s sind keine Gäste da und somit keine Einnahmen...“

Sie versucht, ihn in Güte zu beschwichtigen. Die im gelben Goder eingegrabene, unschuldige Falte lächelt ihn mit dem selben süßen, falschen Lächeln wie ihre Kunden an: „Alle Gäste ziehn in den Krieg... Nix mehr da, um einen Groschen zu verdienen.“

Dort in der buckligen, schmutzigen Gasse leben sie, der Sohn und die Mutter, in einer finsternen, dumpfigen Behausung zusammen, schlafen im selben alten, zerbrochenen, verwanzten, zerfetzten Bett; und während die Mutter ihre Gäste herbringt, dort in der Stube ihren ruinierten, aufgeschwollenen, bläulichen Körper an ihre Kunden verkauft, sitzt der Sohn derweil in der engen, dunklen Küche und wartet.

Nachher teilen sie sich den Reibach.

Häufig aber staubt die Alte vorher einen Teil des Geldes ab. Sie versteckt das an solchen Plätzen, wo es dem Sohn nicht einfällt es zu suchen, wenn er wieder einmal beschickt ist. Er weiß aber, daß seine Mutter ein besonderes Binkerl hat. Und er möchte sich jetzt, in seinem gehobenen Selbstgefühl, nicht zum Narren halten lassen:

„Geld her, alte Hur!“

In seinem aufgewühlten Inneren braust jetzt schon unbewußt die Wut auf den Mutterleib, der ihn auf die Welt gebracht hat, damit er vor der Zeit umkommen soll. Sein Blut schreit nach Vergeltung. Seine grünlichen, wölfischen Augen blinzeln, überströmd in grauer, beängstigender Grausamkeit. Und während sich die Mutter beugt, um Geld zu geben, packt sie der Sohn mit der Hand am Goder und schlägt mit der anderen ins Gesicht – laute, nasse, knallende Ohrfeigen, eine nach der anderen: „Geld!“

Die Frauen stehen abseits, haben Angst sich zu nähern. In die Schlägereien anderer mischt man sich hier nicht ein. So ist es Usus. Einige abgesondert stehende Fremde, die Hände in den Hosentaschen, die Zigarrenstummel in den Mundwinkeln, schauen mit genüßlichen Kennerblicken und lächeln: „Der tötet ganz passabel.“¹²

¹² Ebenda, 23 ff.

Die Vorstadt als sozialpathologischer Mikrokosmos urbaner Entfremdung, als Territorium der Entzittlichung, des Niederen, Abstoßenden, der Anti-Zivilisation – dies ist Topos einer Vielzahl von unterschiedlichsten Textsorten. Im speziellen Fall der Leopoldstadt allerdings wird dieses Moment häufig von einer zusätzlichen, xenophoben, konkret antisemitischen Dimension überformt.

Mit dem Fall der Mobilitätsbeschränkungen in der liberalen Ära war die Mazzesinsel zum Kristallisierungspunkt massenhafter jüdischer Migration aus den östlichen Kronländern der Monarchie geworden. Der Nordbahnhof, stolze architektonische Repräsentation des neu erwachten Selbstbewusstseins eines liberalkapitalistischen Handels- und Industriebürgertums, mutierte, ebenso wie der Praterstern, zu einem vielfältig kodierten, multikulturellen „Empfangssalon“ der Residenz. Lebten 1860 6.200 Juden in Wien, bei einer Gesamtbevölkerung von einer halben Million, so lautete 1880 das Verhältnis 72.500 zu 726.000 und 1910 175.000 zu zwei Millionen.¹³ Seit den 1890er Jahren bildeten pauperisierte galizische, sogenannte Ostjuden, das Gros der Zuwanderer – sie kamen als Bettler, Hausierer, Almosenempfänger auf der Suche nach lebensweltlicher Perspektive, nach Auskommen und Existenz.¹⁴ Joseph Roth in „Juden auf der Wanderschaft“:

Die Ostjuden, die nach Wien kommen, siedeln sich in der Leopoldstadt an, dem zweiten der zwanzig Bezirke. Sie sind dort in der Nähe des Praters und des Nordbahnhofs. Im Prater können Hausierer leben – von Ansichtskarten für die Fremden und vom Mitleid, das den Frohsinn überall zu begleiten pflegt. Am Nordbahnhof sind sie alle angekommen, durch seine Hallen weht noch das Aroma der Heimat, und es ist das offene Tor zum Rückweg. Die Leopoldstadt ist ein freiwilliges Getto. (...)

In der Nähe der Bahnhöfe wohnen die Ärmsten aller Arbeiter. Die Ostjuden leben nicht besser als die christlichen Bewohner dieses Stadtteils. Sie haben viele Kinder, sie sind an Hygiene und Sauberkeit nicht gewöhnt, und sie sind gehaßt.¹⁵

Die Migrationsbewegung nahm völlig neue Dimensionen an, als die russische Besetzung Ostgaliziens im Verlauf des Ersten Weltkriegs unter den dortigen Juden einen bis dahin ungekannten Flüchtlingsstrom auslöste und in kürzester Zeit geschätzte 77.000 von ihnen nach Wien brachte. Sie kamen elend, depriviert und devastiert, getrieben und in Massen in eine elende, hungernde, ausgelaugte Stadt, als Fremde sichtbar und identifizierbar. Sie lösten massive Beun-

¹³ Ivar Oxaal, The Jews of Young Hitler's Vienna: Historical and Sociological Aspects, In: Jews, Antisemitism and Culture in Vienna. Hrsg von Ivar Oxaal, Michael Pollak und Gerhard Botz. London-New York 1987, 11–38, hier 24.

¹⁴ Klaus Hödl, Als Bettler in die Leopoldstadt. Galizische Juden auf den Weg nach Wien. Wien-Köln-Weimar 1994, 121.

¹⁵ Joseph Roth, Juden auf der Wanderschaft. Zit. in: Ruth Beckermann, Die Mazzesinsel. Juden in der Wiener Leopoldstadt 1918–1938. Wien 1984, 24.

ruhigung und Verunsicherung unter dem ansässigen, auch und vor allem dem assimilierten Wiener Judentum aus, das ein rapides Anwachsen des ohnehin latent allgegenwärtigen Antisemitismus befürchtete. Ich zitiere Abraham Mosche Fuchs:

Und auch die aus den Städtseln der alten Heimat bekannten armen Leute sieht man hier, und man schreckt sich davor, mit ihnen zusammenzutreffen. Sie laufen in ihren zerfetzten, auf einer Schulter hängenden Röcken herum, die schmutzigen Baraberbärte gehoben. Die hohen Häuser, der gewaltige Großstadtlärm, das Vorüberfahren der Trams, das Gebrüll der Automobile, das drängende Gejage der Menschen auf den Straßen – das alles tangiert sie nicht, so als wären sie seit ewigen Zeiten daran gewöhnt. Sie gucken neugierig in fremde Gesichter, verstehen nicht, weshalb man nicht stehenbleibt, um ein wenig mit ihnen zu sprechen, und sie wundern sich, von wo so viele Menschen ihren Lebensunterhalt herbekommen, wohin alle denn so laufen und was sie machen.

Es sind Juden, die aus Galizien hierher geflüchtet sind. Die geflickten grünen langen Kaftane schlagen naß an die deformierten Stiefel. Die schmutzigen Bärte und Schläfenlocken sind wirr zerzaust, hart verfilzt. Sie tragen zappelnde Fische für den Sabbat in den Händen, versammeln sich zum Gebet hinter der Brücke im leer gewordenen Gasthaus „Zum wilden Mann“. Und in ihren engen schmutzigen Behausungen, die voll sind von Weibern, Fetzen und Wanzen, hört man die ganze Nacht die Kinder weinen.¹⁶

Diese Flüchtlinge lebten, vegetierten unter unsagbaren sozialen und hygienischen Verhältnissen. Bruno Frei, der das Elend dieser Menschen auch fotografisch dokumentiert hat, sprach in einer Sozialreportage aus dem Jahr 1920 von der Mazzessinsel als „Massenschlupfwinkel für das Elend und das Laster, für das Verbrechen und das Siechtum“. Alles sei klebrig vom Schmutz der Massenabnützung: *Die Häuser sind dicht wie Ameisenhaufen von krabbelndem Menschengewürm bewohnt. Alles ist so häßlich, daß man sich zwingen muß, hinzuschauen...*¹⁷

Die Ostjuden wurden so zu einer gleichsam „idealen“ Projektionsfläche aller nur erdenklichen Ängste, Bedrohungen und Aggressionen, mit der Übertragung von Krankheit und Seuchen ebenso identifiziert wie mit der Verbreitung des „Bolschewismus“. Das Zusammenspiel solch projektiver Imagination mit den desaströsen ökonomischen und kulturellen Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise und der dadurch wesentlich mitbedingten Machtübernahme der Nazis resultierte in einen massenhaften Ausbruch von Xenophobie und Vernichtungswillen; ein Ausbruch, der sich dann unterschiedslos gegen alle „Juden“ richten sollte und zumindest in der neueren Menschheitsgeschichte wenig Vergleichba-

¹⁶ Fuchs, Unter der Brücke (wie Anm. 11), 28 f.

¹⁷ Zit. in: Felicitas Heimann-Jelinek, ... eine prächtige Synagoge. Streiflichter auf die jüdische Geschichte der Leopoldstadt. In: Wien II Leopoldstadt. Die Andere Heimatkunde. Hrsg. von Werner Hanak und Mechthild Widrich. Wien-München 1999, 45.

res findet. Bis Ende November 1939 waren bereits 126.445 Wiener Juden in die Emigration gezwungen worden.¹⁸ Die verbleibenden 66.000 sogenannten „Glaubensjuden“ und 39.000 „Rassejuden“ wurden einem Prozeß der sukzessiven Dehumanisierung unterworfen. Im September 1939 war ein (abendliches) Ausgangsverbot verhängt und die bereits existierenden Zugangsbeschränkungen zu Parks und öffentlichen Freizeiteinrichtungen massiv verschärft worden. Im Jänner 1940 wurde die Lebensmittelbedarfsdeckung für Juden nachhaltig erschwert und 1942 wurde ihnen der Erwerb von Eiern, Fleisch, Vollmilch und Mehl sowie von Zigaretten verboten. Ebenso wurden ihnen Pelze und Wollkleidung abgenommen, nachdem sie schon zwei Jahre davor gezwungen worden waren, allen Schmuck und sonstige Wertgegenstände auszuliefern. Seit Ende 1941 waren sie von allen öffentlichen Sozialdiensten, vom öffentlichen Transport, Gebrauch des Telefons und Hören des Radios ausgeschlossen, im September dieses Jahres war ihnen das Tragen des „Judensterns“ in der Öffentlichkeit vorgeschrieben worden.¹⁹ Die Beispiele ließen sich beliebig fortführen.

Im Februar 1941 setzten die Deportationen in das „Generalgouvernement“ ein, um – nach einer durch die Kriegsvorbereitungen gegen die Sowjetunion bedingten Verzögerung – 1942 in vollem Ausmaß wieder aufgenommen zu werden. Von den ursprünglich deutlich über 200.000 Juden sollten letztendlich nur an die 5.700 in dieser Stadt das Dritte Reich überleben. In einer Art Hexensabbat in Permanenz, in einem Akt der kollektiven Paranoia, dessen Monströsität ebenso unfassbar bleibt wie er sich der rationalen Erklärung letztlich entzieht, hatte sich Wien seines Judentums entledigt – und zwar der ostgalizischen subproletarischen Elendsbevölkerung gleichermaßen wie der assimilierten ökonomischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Eliten. Auch dafür sind Nordbahnhof und Praterstern ein Symbol.

¹⁸ Gerhard Botz, The Jews of Vienna from the Anschluß to the Holocaust. In: Jews (wie Anm. 13), 185–204, hier 194.

¹⁹ Ebenda, 199 f.